

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

242 (17.10.1914) Unterhaltungs-Beilage des "Volksfreund"

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Karlsruhe, 17. Oktober

Nummer 242 — 1914

Weltkrieg.

Die Erde atmet schwer wie in fiebernder Agonie, ein ungeheures Heer wälzt sich über sie.

Von allen Seiten ein flirrendes Schreien, ein donnerndes Reiten, ein Dröhnen und Klingen, ein Stöhnen und Singen, ein Rämpfen und Zwingen, ein Säulen von Eisen, Blei und Stahl — Die Erde schreit auf in schrecklicher Qual.

Wische wird zur Blut, Wasser wird zu Blut, Land wird brausende Flut; Feuer löst aus, vor Hütte und Haus steht die Pest und zwingt ihre Opfer heraus, stiehlt der Hunger vorbei — Die Erde erbebt vor dem eigenen Schrei. Sie biegt sich im schmerzlichen Krampf, schwarz quellen die Adern vor, Sie reißt aus Blut und Dampf die Hände zur Sonne empor.

Alfons Reibold.

Der Brunnen.

Im „Besti Girlap“ veröffentlicht Franz Molnar folgende Skizze:

Nach der ausführlichen Erzählung eines vom Norden heimgekehrten Hauptmanns, die auch mich erreichte, hat sich der Fall folgendermaßen zugetragen:

Unsere Truppe war tief drin in Rußland und lagerte. Es war einer der Tage, wie sie heute von unsern Soldaten im Norden erlebt werden: einzelne Teile der Truppen lagen auf ihren Plätzen, sie kämpften aber nicht. Weit weg von der Kerntruppe, ganz born, hatte ungarische Infanterie eine große flache Wiese besetzt. Sie hatten Gräben gegraben und wohnten darin. Vor ihnen war nur noch flaches Weidenland und darüber, weit weg — die Russen. Auch die Russen hatten sich in ihre Gräben vergraben, auch sie kämpften nicht. Von keiner Seite kam der Befehl zum Vordringen. Sie standen einander bloß feindlich gegenüber.

Und sie dursteten. Hinter den Ungarn war auf große Entfernung überhaupt kein Trinkwasser zu finden. Doch vor ihnen auf der Wiese, etwa in der Mitte zwischen Russen und Ungarn, stand ein biederer Ziehbrunnen, traurig und einsam. Einst mochte noch etwas anderes auch dazu gehört haben, aber der Krieg rasiert gar vieles von der Erdoberfläche ab. Auch hier belief er nur den Brunnen.

Da saßen die Ungarn, wie von drüben ein, zwei Russen sich auf den Weg zum Brunnen machen. Diesen folgten zehn, zwanzig Russen. Dann machten sich auch die übrigen auf die Sohlen und jetzt marschiert die ganze Abteilung hin zum Wasser. Nun ist es klar, auch die dursteten.

Beim Aufstehen der ersten Russen legten sich die Ungarn auf den Bauch und stellten den Aufsatz des Gewehres ein. Aber sie warteten, was da werden würde. Da saßen sie, wie sich die Russen friedlich um den Brunnen scharten, Wasser hinauszogen und tranken. Der schon getrunken hatte, wischte sich mit dem Handrücken den Mund und trollte sich friedlich zurück auf seinen Platz. Unsern Soldaten sagte kein Mensch etwas, auch sie sprachen nicht

zueinander, sie schauten gar still diesem Bilde zu. Und keiner drückte sein Gewehr ab. Die Russen saßen auf, sie blickten zu den unsren hinüber, sie sahen sie, aber auch sie ließen die Waffen unberührt. Alle tranken, dann schlenderten sie hübsch ruhig alle in ihre Gräben zurück. Der Brunnen blieb allein.

Nach immer wurde kein Laut unter den ungarischen Soldaten gesprochen.

Da frohen plötzlich zwei Infanteristen aus dem Graben hervor. Mit dem Gewehr in der Hand gingen sie auf den Brunnen los. Im nächsten Augenblick waren alle auf den Beinen und gingen den Zweien nach. Nach einigen Minuten zogen auch sie schon den Eimer hoch und tranken. Die Russen blinzelten sie aus ihren Gräben an, mancher stützte seine Ellenbogen ruhig auf den Erdwall auf, als ob er in der Loge säße. Doch kein einziger Schuß ging von russischer Seite los. Unsere Soldaten tranken sich satt und kamen zurück. Dann wurde es wieder still und ruhig auf der Wiese, der Brunnen stand einsam und düster in der Mitte. All dies geschah am Vormittag.

Gegen Abend machten sich plötzlich die Russen wieder auf den Weg zum Brunnen. Doch schon ruhig, ganz furchtlos. Sie tranken, dann gingen sie zurück. Die unsren, sahen ihnen zu. Und ein Bata sagte nun, als spräche er etwas durchaus Natürliches aus:

„Gehen wir. Die Reihe ist an uns.“

Alle gingen hin, tranken, kehrten zurück. Die Russen sahen ihnen ruhig zu. Dasselbe geschah am nächsten Morgen und zu Mittag. Der Offizier sagt, man habe von der Sache kaum gesprochen. Sie wurde ernst und unbefangener erlebt. Zum letztenmal trank man an diesem Tage mittags. Als die Soldaten vom Brunnen heimkamen, erhielten sie den Befehl zum Angriff. Auf beiden Seiten wütheten sich die Soldaten den Mund, drückten das Gewehr ans Gesicht und schossen drauf los, um dann brüllend, mit dem Bajonett aufeinander loszugehen. Der Offizier erhielt einen Schuß, die Sanitätsleute hoben ihn auf. Er erzählt, daß um den Brunnen herum Tote und Verwundete lagen, Russen und Magyaren durcheinander. Das Gefecht zog sich weiter, verließ die Gegend, donnerte schon auf den angrenzenden Hügeln, loderte in der Abenddämmerung weiter. Dann zog es noch weiter. Gegen Abend, als man den Offizier forttrug, lag schon die Ruhe auf der Wiese. Es schwieg der Brunnen und es schwiegen die Soldaten rings umher. Nach und nach wurden die Verwundeten weggeschafft und die Toten begraben. Als die Nacht hereinbrach, blieb auf der Wiese nichts als der Brunnen in der Mitte, düster, einsam.

Aus feldpostbriefen.

Mahlzeit!

Ein Karlsruher Parteigenosse, der im Felde zurzeit als Schützengel der „Goulaß-Kanonen“ fungiert, sendet seinen Angehörigen folgende anspielige Schilderung triegerischer Kochkünste:

Frankreich, 2. Oktober 1914.

Meine Lieben! Ich habe soeben mit mehreren Kameraden in K... in einer Küche — große Veratung: Was kochen wir uns, mitten in feindlichen Granatfeuer, zu Mittag? Hüner und eine Suppe haben wir, aber das reicht uns nicht. Ich nehme einen Freund mit auf die Suche. Des Wegs daher kommt ein kleines Schwein von ca. 1 Zentner. Wir schleppen es an den Ohren in unsere Küche, die jetzt zum Schlachthaus werden soll. Ich schneide es mit meinem Revolver und mein Schlachtcollega sticht es ab und ein dritter zieht ihm die Haut ab, da wir kein Wasser zum Bräuen haben. Nachdem alles zerlegt ist, geht das Kochen und Braten los. Doch zuerst die Küche, wie sieht die aus! Mit einer Mistgabel und Besen wird zuerst der Dreck hinausgeschafft, denn oben in der Decke hat ein französisches Schrapnell eingeschlagen.

In der Küche steht ein Herd vor einem schönen altfranzösischen Kamin unter einem sehr hohen Lichtlocher. Ein Fenster hat die Küche nicht. Weiter ein Küfett mit viel Geschirr, wie man es in einem deutschen Bauernhaus nicht so reichlich und zum Teil auch elegant findet. Ein großer Tisch steht in der Mitte, umgeben von feinen gepolsterten Stühlen und einem hohen Lehnsstuhl, den ich mit mir mit Beschlag belegt. Eine weitere Zierde der Küche bildet ein großer Wandschrank mit großen Flügeltüren und in diesem steht — für uns Deutsche etwas Ungeübliches — ein Bett. In vielen französischen Küchen fand ich auch das Bett offen stehen, meist ein Bett großen Waghängen, Himmelbett.

Nun zunächst zum Kochen. Ein gelernter Koch ist bei uns, der stellt eine gute Süßeneruppe her und auch zwei Bratbühner. Vom Schwein gibts Leber und Koteletts. Die Schinken werden ausgebeint, gerollt und gebraten und als kalter Vorrat in den Brotbeutel, Tournister und Kochgeschirr gepackt. Inmitten des Kochens überrascht uns ein Freund, der auf der Suche nach weiterem „Erbarem“ war, mit einer Schüssel von circa 30 Eier, die er in einem alten Backofen gefunden hatte, ein zweiter bringt sogar 30 Flaschen Wein und zwei Flaschen Cognac, die vergraben waren. Nun hatten wir auch endlich etwas „Raffes“ zum Mittagstisch. Damit wir nicht in Verdacht des Blünderns kommen, will ich noch erwähnen, daß das Dorf, das ziemlich reiche Einwohner hatte, tagelang völlig verlassen war und zu einem Teil durch französische Artillerie zerstört war, es wäre also doch alles verdohten. Auch während unser Schlachtfestes plähten ab und zu noch Granaten im Dorf, uns wollten sie aber anscheinend bei unserer schweren Arbeit nicht stören.

Der Mittagstisch war bald gedeckt — ein reiches Tischgeschick, sechs Teller mit Beifisch, Weingläser und sonst noch alles, was zu einem eleganten Mittagstisch gehört und als Tafelmusik das Gebrumm und Krachen unserer und der feindlichen Bunkers. Aber schmecken tut's uns allen. Auch sorgte der herbe französische Rotwein schon von selbst für eine gehobene Stimmung. Nach dem Essen gab's noch einen guten Kaffee und Milcheis, weiter aus unserer Liebesgabenliste und aus unserm Feldbriefen (250 Gramm für 20 Pfg.) Zigarren, Zigaretten und Schokolade. Als reinliche Menschen setzen wir dann unsere Küche wieder in ordentlichen Zustand, wuschen das Geschirr und räumten auf. Ihr glaubt gar nicht, was man im Armege alles lernt, sogar Schlachten, Kochen und Küchenreinen. Ich will aber froh sein, wenn ich wieder zu Haarsee bin und werde dann nicht mehr über das Essen schimpfen! Und nun angenehmes Mittagsschlafchen. Ihr seht, daß wir also auch mal gut zu essen haben, es gibt dafür wieder auch ganz magere Tage. Mit Grüßen Euer F.

NB. Heute habe ich vom Fürsten von Hohenzollern persönlich einen Orden bekommen, bin also jetzt Ordensritter und auch als großes „Wied“ feht gar niemand mehr an.

Wir sind alle Erdarbeiter geworden.

Aus dem Brief eines Jägers, der die „Schaumb.-Lipp. Landeszeitung“ abdruckt, sei folgendes wiedergegeben:

Hört nun, wie sich ein Tag im Felde auszieht. In einem Hohlweg, nach Norden steil abfallend und darum ein sicherer Schutz gegen Schrapnells, die uns die Franzosen regelmäßig zum Morgenbrot, Mittag- und Abendessen senden, liegt unsere Kompanie. Wir sind alle Erdarbeiter geworden. Mit den kurzen Spaten, die wir am Seitengewehr tragen, haben wir Höhlen in die Lehmbwand gestochen, so tief, daß jede Kugel über uns hinwegfliehet und so lang, daß man die müden Glieder ordentlich strecken kann. Heute morgen, wo ich diesen Brief schreibe, scheint die Sonne seit zehn Tagen wieder einmal aus allen Wäldern. Wie wir sie suchen! Da sind denn nun alle Kameraden fleißig an der Arbeit, um die Bärenhöhlen für die kalte Nacht und die Regentropfen so behaglich und warm wie möglich zu machen. Zweige werden durcheinander geflochten, mit Stroh und Erde bedeckt und bilden ein schönes Dach. Stroh finden wir in Masse, der Franzos hat nicht wie ihr die Leute einbringen können, sie steht im Felde. Eben kommt eine Gruppe Jäger von der Feldküche zurück. Sie bringen in den Feldfesseln das Essen zu uns. Die Küche selbst steht zehn Minuten zurück hinter einem Felsen, völlig gegen einen Treffer vom Feinde sicher. Wir würden sie auch nicht entbehren können. Ihr, die ihr daheim von Müttern alle Tage das Mittagbrot vorgesetzt bekommt, könnt euch wohl denken, wie man sich freut, wenn man pünktlich zu rechter Stunde seinen Schnaps voll hat.

Das Familienhotel.

Roman von Eugen Seltsai.

(Nachdr. verb.)

(Fortsetzung.)

Der Mann mit der Maske erschrak nicht besonders über diese Drohung. Mit einem Sprunge stand er neben mir und schlug mir den Revolver aus der Hand, so daß er zu Boden fiel. Dann packte er mit eiserner Hand meinen Arm und sagte:

„Regen Sie sich nicht auf, und vor allem machen Sie keinen Lärm. Niemand tut Ihnen etwas zuleide.“

Diese Erklärung beruhigte mich jedoch nicht im mindesten, um so weniger, als jetzt noch ein zweiter maskierter Mann in das Raupen schlüpfte, der die Tür sorgfältig hinter sich zuspernte. Ich wollte mich losreißen und zur Klingel stürzen, doch nun setzte mir der andere Maskierte meinen eignen Revolver auf die Brust:

„Wenn Sie sich rühren...“

Er beendete den Satz nicht, doch diese ersten Worte klangen schon drohend genug. Ich sah, daß ich völlig hilflos war, und daß es das Beste war, mich vorderhand in mein Schicksal zu fügen. Das Geld und die Briefe hatte ich versteckt, umbringen würde man mich vielleicht doch nicht.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte ich nach einer kleinen Pause. „Und was soll diese lächerliche Maskerade? Ich kenne Sie.“

„Sie kennen uns nicht“, lachte der erste Maskierte. „Sie haben uns nie gesehen.“

Das setzte mich in Erstaunen. Ich hatte es für gewiß gehalten, daß die führenden Männer des jung-zyrillischen Komitees sich hinter den Masken verborgen, Sapanin und Golow, die diese wichtige Angelegenheit sicherlich keinem andern anvertraut hätten. Höchstens konnte noch von dem Patriarchen die Rede sein, aber ich sah nichts von seinem weißen Bart, das Kenn der beiden Maskierten war

glattrasiert. Wenn diese Männer aber keine Jung-Zyrillen waren — wer waren sie dann?

„Ich muß in diesem Augenblick ein sehr dummes Gesicht gemacht haben, denn die beiden maskierten Fremden begannen zu lachen. Dann sahen sie sich an und nahmen ihre Masken ab.“

„Sie sollen nicht etwa glauben, daß wir Grund zum Heimlichsein oder gar Furcht haben“, sagte der erste. „Schauen Sie uns recht gut an! Kennen Sie uns?“

Nein, ich kannte sie nicht. Ich sah zwei fremde Gesichter vor mir, angenehme, freundliche Gesichter, die nichts an sich hatten, was Furcht einflößte.

„Ich verstehe nicht“, stotterte ich überrascht. „Also Sie sind keine... keine...“

„Wir sind keine Jung-Zyrillen“, erwiderte der andere auf die unausgesprochene Frage.

Ich atmete auf.

„Ich habe es also mit einfachen Dieben zu tun“, sagte ich froh.

Und ich lächelte. Auch die beiden Fremden lächelten. „Na, das sind gerade“, beruhigte mich der erste. „Wir sind Mitglieder des alt-zyrillischen Komitees...“

10.

Mitglieder des alt-zyrillischen Komitees! Darauf war ich nicht vorbereitet. Ich hatte mich nur vor den Jung-Zyrillen gefürchtet; daß es auch Alt-Zyrillen in der Welt gab, daß die Alt-Zyrillen sich ebenso für das Ziel meiner Arbeit interessieren könnten wie die Jung-Zyrillen — das hätte ich mir nicht träumen lassen. Und gar bald stellte es sich heraus, daß die Neugier der Alt-Zyrillen sogar noch größer war als die der Jung-Zyrillen.

Ich erholte mich sehr schnell von meiner Überraschung. Alt-Zyrillen — das war immer noch ein kleineres Uebel, als wenn die zu allem fähigen Golow und Sapanin mich überfallen hätten. Damals wußte ich noch nicht, daß Alt-Zyrillen und Jung-Zyrillen aus einem Holz geschnitten waren.

„Was wünschten die Herren von mir?“ fragte ich kühl.

„Warum fragen Sie? Sie wissen es doch sehr gut!“

„Ich weiß nichts.“

„Ich wiederholte, wir sind Mitglieder des alt-zyrillischen Komitees...“

„Nun — und? ... Wie wagen Sie es, in mein Raupen einzudringen?“

„Nur ruhig, lieber Freund“, sagte der ältere, der noch immer mit meinem Revolver spielte. „Scheinbar weißt du nicht, mit wem du es zu tun hast. Gib das Geld und die Briefe heraus!“

„Was für Geld? Was für Briefe?“

„Willst du uns zum Narren haben? Der Galunke, der sich Emanuel VII. nennt, hat dir Geld und Briefe mitgegeben, mit denen du nach Grova fahren sollst. Du selbst hast dich soeben verraten, als du glaubtest, die Spione des jung-zyrillischen Komitees hätten dich überfallen...“

„Ich habe weder Geld noch Briefe bei mir...“

Der mit dem Revolver wollte sich auf mich stürzen, aber der andere winkte ab.

„Sehen Sie“, sagte er sehr höflich, dieser Widerstand hat gar keinen Sinn. Alle Verstellung hilft Ihnen nichts; wenn es sich nicht um eine sehr ernste Angelegenheit handelte, wären wir Ihnen und dem Pseudokönig heute morgen nicht bis zum Zirkus gefolgt und hätten nicht die herrliche Szene bis zu Ende genossen, die sich zwischen Ihnen und den Führern des jung-zyrillischen Komitees vor dem hinteren Kleinen Zirkus abspielte. Die guten Jung-Zyrillen! Sie haben es dem Pseudokönig geglaubt, daß er von dem Löwen nur tausend Franken Vorkauf erhalten hat! Wir dagegen wissen sehr gut, daß Seine Pseudomajestät zwanzigtausend Franken erhoben und Ihnen davon neunzehntausend Franken ergeben hat.“

Ich wollte etwas sagen, doch der Alt-Zyrille winkte auch mir ab.

(Fortsetzung folgt.)

Denn Hunger gibt's hier draußen, ihr glaubt es kaum. Darum
kocht unsere Küche zweimal am Tage. Ochsenfleisch ist hier ganz
entschieden billiger als bei euch. Kohl, Stedrüben, Wirsing,
Kartoffeln, Möhren und Bohnen stehen uns in „unsern“ Gärten
zur Verfügung. Brot wird jeden Tag, für jeden Mann ein
halbes, ausgegeben. Gestern gab es sogar ein Kiegelchen
Schokolade und für jeden Mann der Kompagnie eine Zigarre.
Vor dem Schlafengehen hat uns ein heißer Grog wohl. Freilich,
es war eine Ausnahme, daß wir heute nacht einmal ohne
Störung schlafen konnten. Die Engländer, die vor uns liegen,
sind eine gäbe Gesellschaft, wir rümpfen ihnen aber dennoch Tag
für Tag die Kilometer, Kal und Hügel ab. Nachts müssen wir
dann Schützengräben werfen, die als Schutz gegen Schrapnell-
feuer uns als Stütze für den nächsten Tag unentbehrlich sind.
Der Krieg besteht ja nach unsern Erfahrungen nicht mehr aus
einzelnen Schlachten, sondern aus einem regelrechten Belagern.
So stehen wir in unsern augenblicklichen Stellungen bereits
zehn Tage. Wenn die feindliche Artillerie, deren Hartnäckigkeit
keiner von uns verkennet und unterschätzt, uns in die Gegend
hollert, geht freilich nur ein ägerliches Brummen durch die
Reihen, Wunden tut sich niemand mehr. Enttäuschung malt sich
manchmal in den Gesichtern, wenn man Tabak „festen“ geht.
Er fehlt uns. Bekommt jemand ein Paketchen von Haus, da
übernehme ich jede Gewähr, daß die Schachtel binnen fünf Mi-
nuten leer ist. Zigarren und besonders Zigaretten werden
sicher verlangt. Angebot: gering. Wieder andere Gesichter
sicht man morgen, wenn man die Nacht im strömenden Regen
zugebracht hat. Ich will sie lieber nicht schildern, hätte aber
doch manchmal gern einen Photographen zur Hand. Die be-
schauliche Mogenstimmung wird plötzlich unterbrochen. Kran-
kenträger bringen auf Bahnen Verwundete. Voll Teilnahme
guckt sie jeder Kamerad. Man möchte jedesmal den Tschako
abnehmen. Unsere Patrouillen haben im Walde noch Verwun-
dete gefunden. Da ist ihnen gestern ein ganz wunderbares
Ergebnis gelungen. Sie fanden einen Infanteristen, der vor
acht Tagen eine Lungenentzündung bekommen hat. Er hat sich unter
einen Busch geschleppt und dort bis gestern ausgehalten. Die
Kiste im Brotbeutel und wie er uns ganz fröhlich erzählt, Gras
und rote Mehlbeeren, hätten ihn genügend ernährt. Die Wunde
schmerzte nicht mehr, nur der dumme zweite Schuh im Bein
habe ihn nicht aus dem Lode fortbringen lassen. Wir waren
erstaunt über derartige Gefährlichkeit und gaben ihm Kaffee. „Der
tut gut,“ meinte er aber doch. Nun ist er gerettet. Hier im
Lazarett gibt's nämlich keine Wasserflasche wie in der Kavallerie.
Essen ist reichlich da und die Franzosen haben gemeinhin alle
einen vorzüglichen Weinkeller.

Ein Rückzug.

In milden Märtschen Tag und Nacht waren wir bis Ch...
gekommen. Die Franzosen waren vor uns her mit der Bahn
zurückgezogen und hatten sich auf ihrem Artilleriegeschützplatz ein-
gegraben. Fünf Tage haben wir sie dort belagert, ohne sie
hinzuwerfen zu können. Am ersten Tage war unsere Kom-
pagnie noch im Anmarsch, aber schon vom frühen Morgen an
hörten wir nicht weit vor uns das Donnern der Kanonen. Un-
sere Truppen gingen weiter vor, wie sie es gewohnt sind, aber
es war dem Feinde nicht beizukommen. Es gab viele Verluste
und wir wollten schon nachmittags auf das Schlachtfeld, konnten
aber nicht vorwärtskommen; denn die Granaten plätscherten dort
mit schrecklichem Getöse. So haben wir bis 4 Uhr früh das
Schlachtfeld abgesehen und manden Kameraden hereingetragen.
Der zweite Tag: Beim Morgengrauen ging das Geschütz
von neuem los. Wir schafften unsere Verwundeten zurück in
ein Schloß. Deutsche und französische Flieger surchten in der
Luft umher, aber es gelang uns nicht, einen feindlichen Flieger
herunterzuholen, obwohl wir sie lebhaft beschossen. Unsere
Truppen waren drei Kilometer vorwärts gekommen und dort
blieben sie bis zum fünften Tage stehen. Am Nachmittag un-
gingen wir einen Berg und gelangten ins Tal. Hier stand ein
Gebüsch, das wir sofort als Lazarett einrichteten. In der Nacht
gingen wir wieder ins Feld und konnten kaum alle Verwun-
deten bergen.

Der dritte Tag: Am frühen Morgen surchten zwei fran-
zösische Flieger über unserm Lager. Viel zu hoch, als daß wir
sie hätten herunterholen können. Sie flogen zurück, und nun
beuerte es gar nicht lange und unser sicher gebliebenes Tal stand
unter Feuer. Wir mußten bleiben. Lebensmittel und Wasser
wurden knapp. Nachmittags versuchten wir auf das Schlachtfeld
zu kommen, mußten uns aber im Walde verbergen. Mein Kor-
poral und ich gehen als Patrouille vor. Immer in gebückter
Stellung auf den Feind. Schon haben wir auf den jenseitigen
Hängen die feindlichen Schützengräben. Die Geschosse pfeifen
schmerzhaft über uns hinweg. Da plötzlich ein furchtbares Knal-
chen vor uns, unsere ... Infanterie war aufgefahren und
hatte Feuer gegeben, ohne uns zu bemerken. Der Luftdruck
hatte uns natürlich hingeseht. Bald aber hatten wir uns erholt
und konnten uns bemerkbar machen. Und nun raffelte eine
Granate nach der andern über uns hinweg in die feindlichen
Reihen. Mit leerem Magen mußten wir wieder heimkehren.

Vierter Tag: Die ganze Nacht hindurch prasselten das
Schützengewehr und die Kanonen. Früh 8 Uhr schwebte ein deut-
licher Flieger über der feindlichen Stellung. Plötzlich ein Auf-
leuchten, ein dumpfer Knall, der Aeroplan stand in hellen Flam-
men. Die Leichen waren bis zur Unkenntlichkeit verhämmert.
Es waren ein Major von den ... und ein Leutnant von den ...
Das Schrapnellfeuer ging den ganzen Tag fort. Ich war sehr
müde und froh ins Bett, um etwas auszuruhen. Im Halb-
schlummer träumte ich von der Heimat und von meinen Lieben
— da plötzlich ein Knallen über mir, ein donnerähnlicher Knall,
ich springe heraus; direkt ein paar Meter hinter dem Zelte hatte
eine Granate eingeschlagen. Am Abend kam der Befehl zum
Zurückgehen, aber bald der Gegenbefehl: wir mußten noch einen
Tag auf dem Platze bleiben.

Den ganzen fünften Tag über hatten wir keinen Augen-
blick Ruhe. Verwundete und Tote mußten wir den Franzosen
in die Hände fallen lassen. So gelangten wir endlich in die
Stellungen, die unsere inwärtigen herangekommenen Verstärkungen
zur Verteidigung vorbereitet hatten und an denen sich die Fran-
zosen die Schüssel eintrennen können.

Ein Scheusal.

(Brief eines Gausauer Artilleristen an seinen Vater aus der
Nähe von Sedm.)

Von wo ich Euch eigentlich schreibe, kann ich Euch nicht
genau sagen, denn die Franzosen haben hier alle Wegweiser und
Ortszeichen entfernt. Wir sind bis jetzt dreimal im Gefecht ge-
wesen, haben aber noch keinen Verwundeten gehabt. Die fran-
zösische Artillerie schießt meiner Meinung nach sehr schlecht. Wir
haben einmal eine französische Kavalleriedivision vor das Feuer
bekommen, da blieb auch nicht einer ganz. Nur noch Köpfe,
Arme, Beine und aufgerissene Leiber waren zu sehen. Als wir
über die ersten Schützengräben stießen, hat es uns gegraut; aber
jetzt ist es, als ob gar nichts passiert wäre, jetzt sind wir toll.
Nur vor den Franzosen müssen wir ständig aufpassen. Als
unser Infanterieregiment Nr. ... über die Moos gehen wollte,
wurde es plötzlich von allen Seiten aus den Häusern beschossen.
Wir haben dann ein paar Schüsse in das Dorf hineinfeuern
müssen. Als ich abends mit noch ein paar Mann zum Lebens-
mittelholen in das Dorf kam, fanden wir einen von unserm
Infanteristen lebend mit aufgerissener Leibe und
an den Beinen aufgehängt und als wir ihn fragten,
sagte er noch antwortend, eine Frau hätte es getan. Wir haben
ihn losgebunden und herausgetragen und dann ist er bei uns
gestorben, der war aus Frauen. Da sind wir wieder in das Haus

und da sehen wir das Scheusal noch mit blühenden Händen stehen.
Wir hatten eine solche Mut, daß uns der Schreck vor den Mund
trat. Ich habe nie in meinem Leben auch nur entfernt eine
derartige Empörung empfunden. Mit Stuhlbeinen haben wir
das Weib totgeschlagen, denn für ein solches Vieh ist die Kugel
zu schade. Dann haben wir die Leiche zu seiner Kompagnie
geschafft und ich habe es meinem Hauptmann gemeldet, und
nach einer Stunde war der Ort nicht mehr.
Wir haben in den letzten Tagen vielleicht vierundachtzig
Stunden geschossen. Da wird selbst der Stärkste schlapp. Aber
wir müssen es überwinden. Einer hat eine Mundharmonika
mit, da hat er gespielt und wir haben noch getanzt.

Im Granatfeuer.

Nach der Schlacht von V... hatten wir große Marschläge
gehabt; einen Tag sind wir einundfünfzig Kilometer gelaufen,
hatten dann in einem Dorfe zweieinhalb Stunden Ruhe und
sind dann nochmals achtunddreißig Kilometer marschiert. Eine
gute Leistung; wir haben auch vom Divisionskommandeur eine
Belobung bekommen. Es war wieder an einem Sonntag, als
eine neue Schlacht ihren Anfang nahm. Schon Sonntag nacht
hörten wir andauerndes Geschützfeuer. Wir wunderten uns
schon gar nicht mehr; denn bis jetzt ist jeder Sonntag der An-
fang einer großen Schlacht gewesen, warum sollte es diesmal
anders sein? Wir hatten am frühen Morgen die Stadt V...
passiert und mußten dann gleich in Schützengräben ausweichen.
Unsere Artillerie war auf einem Berge aufgefahren.
Wir von der Infanterie konnten noch gar nicht eingreifen. Die
französische Artillerie schoß gut, denn sie hatte die denkbar gün-
stige Stellung auf ihrem Truppenübungsplatz C... einge-
nommen und kannte so jede Entfernung. Unsere Artillerie
konnte nicht einmal ein richtiges Ziel finden, denn die Geschütze
der Franzosen waren direkt eingemauert; auch hatten sie eng-
lische Festungsgeschütze hier verwendet. Es war ein großer
Artilleriekampf, das heißt nur fürs erste. Auf der Straße sahen
wir lange Hügel von Verwundeten. Schon hieraus ließ sich er-
kennen, daß etwas Großes vor sich gehen mußte. Wir sollten
uns hierin nicht getäuscht haben. Am ersten Tage konnten wir
noch nicht weiter eingreifen, obgleich das Granatfeuer in unserm
Reihen Weiden anrichtete. Erst in der nächsten Nacht gingen
wir etwas vor und zwar bis C... doch mußten wir am 7. Sep-
tember wieder zwei Kilometer zurückgehen. Am zweiten Tage
wollte ich mit acht Mann durch einen Wald zum andern Hügel
gehen. Wir waren vielleicht 300 Meter drin, als auf uns ein
wahrer Regen von Granaten niederging. Ein Zurück war un-
möglich, so mußten wir also vorwärts. Rechts von mir, unge-
fähr vier Kilometer, lag ein Dorf, das war unser Ziel. Sprung-
auf, so ging es vorwärts. Auf einmal wurde ich von einer un-
geheuren Gewalt so sehr Meter gegen einen Baum nach vorn
geschleudert, wo ich noch eine ordentliche Ladung Sand ins Ge-
sicht bekam. Ich war von dem Luftdruck eines Geschosses erfasst
worden und erwartete, als ich so dalag, daß die Granate tre-
pieren sollte. Gott sei Dank tat sie es nicht. Es galt nun aber,
sich nicht lang befinden: Auf Marsch! Marsch! Meinen Gelm
sah ich dreißig Meter abseits. Bald war ich aus dem größten
Feuer heraus und konnte ein wenig verschlafen. Ich war im-
mer noch in die Nähe des Dorfes gekommen, als der Tag von
neuem anfang, nur mit dem Unterschied, daß sich jetzt noch Ma-
schingengewehrfeuer dazu gesellte. Ein Oberstabsarzt rief mich
zu sich, um einige Verwundete in Sicherheit zu bringen. Leider
ist auch dieser Oberstabsarzt gefallen; er wollte mich zum
Eisernen Kreuz vorschlagen. Nun, jeder kann nicht geschmückt
mit dieser Auszeichnung heimkehren, ich werde auch so meine
Pflicht tun. Nachts gegen 4 Uhr traf ich meine Truppe wieder.
Der dritte Tag sollte der schwerste werden. Die Stellung der
Franzosen war dieselbe geblieben. Es sollte nun ein Sturm-
angriff gemacht werden. Gegen Abend bestimmte das Feuer.
Es war die Ruhe vor dem Sturm. Um 4 Uhr nachts wurde der
Sturmangriff begonnen. In den ersten Schützengräben der
Franzosen trafen wir diese schlafend. Alles wurde nieder-
gehoben. So ging es bis 9 Uhr vormittags. Der Sturm-
angriff war glücklich, die Stellung der Franzosen genommen.
Ein Aufsehen ging durch die Truppen. Wohl hatte es große
Opfer gekostet. Der vierte Tag galt nun der Verfolgung. Am
Abend wurde das Gendarmenkorps außer Gefecht gesetzt, da wir zu
große Verluste hatten. Wir gingen über das weitenweite
Schlachtfeld, überall daselbst die Leichen und Verwundeten.
Zwei Tage hatten wir wieder Marschläge. Jetzt stehen wir schon wie-
der neun Tage in einem harten Kampfe. Schlicht ist die Witter-
ung, da täglich Regenwetter. Fünf Tage haben wir in Schütz-
engräben gelegen und sind gestern abgelöst worden. Heute haben
wir Auberg (mit Hagarren), wir erwarten unsere Reserve. Ein
Flieger hat schon zu wiederholten Malen mit Erfolg Bomben
geworfen. Gestern schlug eine im Müllfiskus des ... Regiments
ein: fünf Soldaten tot, zwei tödlich verwundet. In der großen
Wagoge haben auch Bomben eingeschlagen: siebenundzwanzig
Pferde tot, ebenso fünf Mann.

Belgische Kriegsführung.

Das „Berliner Tageblatt“ bringt folgende anschauliche
Schilderung des unsinnigen Gebührens der belgischen Heeres-
leitung, um das Vordringen unserer Truppen aufzuhalten:

„Das hereinziehen von führerlosen Eisenbahnwagen, das
Schleichen aus dem Hinterhalt und das ganze Frankreichwesen
dieses Landes sind weitere Kennzeichen der belgischen Krieg-
führung.“
So sah ich das Tollste, was sich Menschengeist ausdenken
kann. Zwischen den Stationen Heber und Voort. Mee-
reest, an der Straße Antwerpen—Löwen, war ein
wildes Durcheinander von Lokomotiven und Eisenbahnwagen.
Ein hochgeschleudertes, aufeinandergeprügeltes Chaos von un-
glaublicher Verwirrung. Ähnlich, wie in Halle, hatten die Bel-
gier einen Eisenbahnzug aus Antwerpen losge-
lassen. Sie hatten gehofft, daß unsere schweren Geschütze mit
der Bahn heranttransportiert werden. Um diesen Aufmarsch
nun zu führen und unsere Hügel zu treffen, hatten sie einen
mörderischen Troß zusammengestellt. Vorn zwei Lokomotiven.
Dann folgten zwölf mit Steinen und Sand beladene Güter-
wagen, und den Beschluß machten wieder zwei Lokomotiven. Die
Wessel wurden gleichmäßig angeheizt, die Hebel der Maschinen
wurden, als die Höchstspannung des Dampfes erreicht war,
wahrscheinlich mit einem Druck auf „volle Kraft“ gestellt, und
dann brauste diese höllische Wagenreihe donnernd dem Feinde
entgegen.

Aber nach 25 Kilometern fand die teuflische Fahrt ihr Ende.
Die deutschen Truppen waren auf die Ueberladung vorbereitet.
Man hatte hinter Heber die Schienen aufgefassen
und hatte Blöcke und Schwellen auf die Gleise gelegt. Und das an
einer Stelle, deren Terrain geeignet schien für eine Umgebungs-
bahn. So konnte das eiserne Ungeheuer getroffen heranrollen.
Und es kam. Mit Donnern und Rollen. Dann aber brach
und splitterte es. Vier Räder explodierten, das
Eisenradschleudernde, Wagen schoben sich ineinander, Steine und
Räder schleuderten, wie vom Blitz getroffen, in die Höhe und zur
Seite, und all das wilde Durcheinander war in eine riesige
Wolke von Sand, Staub und zischendem Dampf gehüllt.
Als der Staub sich gelegt hatte, als der lachende Dampf
ausgetrieben war, sah man die Größe der Zerstörung.
Sah das Bild, wie ich es sah: Eine Lokomotive auf der andern.
Dazwischen Wagen, die zergerade, in anderen eingeklemmt,
zur Höhe standen. Andere wieder völlig zerstückelt und quer
über dem Ganzen wieder eine der letzten Lokomotiven. Der
Rüssel aufgedrückt. Die Hei- und Dampftröhre, wie Fäden

aus dem Schwärzen, aufgeschwollenen Rüssel hängend. Das Schind
auf der Lokomotive hinderte die Herkunft: „Amers Rod“.
Das ist belgische Kriegsführung. Was die Belgier an sän-
nen, alten Bräuden fin- und planlos gerichtet haben, sieht man
bei einer Fahrt durch ihr Land in schrecklichem Uebermaß. Das
Gigantischste an Brückenerlöschung zeigen die Ufer der Moos,
Tollwütend wurde hier alles gesprengt. Ohne Rücksicht auf
Wert oder Bedeutung der Brücke. Ganz entlegene Brücken, die
für einen Uebergang der Deutschen gar nicht in Frage kamen,
wurden vernichtet. Ungezählte Millionen hat man im eigenen
Land verschleudert. Man denkt und dachte nur an den
Augenblick. Dachte gar nicht daran, daß der Feind mit allen
Mitteln moderner Kriegstechnik diese zerstörten Uebergänge in
ganz kurzer Zeit ersetzen würde durch Hilfsbrücken und Um-
gehungsbahnen. So ahnte man in Antwerpen sicher auch nicht,
daß der höllische Zug von Heber aufgehalten wurde, und daß
in wenigen Stunden eine Umgehungsbahn gebaut war. Das
zwei Gleise um den Trümmerhaufen herumzuführen, und das
weiter oben schon Vorfrage getroffen war zum Empfang neuer,
wildgeordneter Eisenbahnzüge.“

Kleine Nachrichten.

Herzliche Praxis in Feinbesand. Ein Lazarettarzt schreibt
der „Frankfurter Zeitung“: Ein hübsches Ereignis hatte ich als
unser Feldlazarett in dem französischen Städtchen S. lag. Bei
dem völligen Mangel an einheimischen Ärzten kam eines Tages
die Hebamme aus dem sieben Kilometer entfernt gelegenen Ge-
bingsdorf B. zum Platzkommandanten und bat um Hilfe bei
einer schweren Entbindung. Wegen meiner spezialistischen Aus-
bildung als Geburtshelfer wurde ich bestimmt, mitzuführen. An-
dem gerade für den Chausseur und einen Zwischen reichenden
kleinen Auto, das uns der Kommandant zur Verfügung stellte,
mußte die weise Frau tatsächlich auf meinen Schoß sitzen und
bei den jähren Krämpfen entwickelte sich amüsante Bilder einer
unfreiwilligen Umarmung zwischen Feind und Feindin. Der
Anblick des bis an die Zähne bewaffneten Arztes mit der fran-
zösischen auf dem Schoß erzeugte natürlich Aufsehen und selbst bei
berühmten Patrioten Heiterkeit. Nach anderthalbstündiger
Tätigkeit kam ein stummer Junge zur Welt, während die Ka-
nonen Salut schossen. Der Mann der jungen Mutter war im
Felde, wie so mancher aus dem Dorfe. Die Freude über den
neuen Erdenbürger war trotzdem groß. Als ich bei elenden
Gülte herabstarr, fuhr über die von der Sonne bestrahlte Land-
straße gerade ein Automobil, das den Tag mit der Leiche eines
deutschen Offiziers in die Heimat trug. Tod und Leben dicht
nebeneinander! — Am folgenden Morgen kam der Großvater
des Kindes nach S. hinunter und fragte mich nach m e i n e m
V o r n a m e n . Das Knäblein wurde dann nach mir Paul ge-
nannt. — Als sich die Kunde von diesem Ereignis verbreitet
hatte, kamen oft Patientinnen und Patienten aus S. und aus
dessen Umgebung zu den deutschen Ärzten des Lazarettes, um
sich behandeln zu lassen. Der Ertrag dieser Praxis floß in eine
Kasse zugunsten der Armen der Stadt, die sehr zu leiden hatten.

Die tapferen Postknechte. Der Kriegserichter hatter der
„Neuen Fr. Presse“ auf dem galizischen Kriegsschauplatz, Nord
K o b a , erzählt in seinem Vortage:

„... Nun eine merkwürdige Episode vom südlichen
Kriegsschauplatz: Das slowenische Dorf Menat liegt sieben
Kilometer von Schabach, drei oder vier Kilometer an der Save auf-
wärts. Vom Augenblick der Besetzung an bis zur Räumung
der Station hatte der Majorbesitzer Rudolf Bier des Tele-
graphenregiments dort den Dienst zu leiten und zwar sowohl
auf dem Bahnhof wie auf der Ortspost. Beide Lokomotiven
von den Serben auf das bestmögliche mit Granaten beworfen. Die
Projektile trafen nicht vor den Fenstern. Der Führer hielt
gleichwohl sein vorgefertigtes Kommando durch telephonische Mit-
teilungen auf dem Laufenden über die Lage.“

In der Nacht vom 16. auf den 17. August, als die erste
Granate einschlug, waren von den männlichen Postbeamten drei
plötzlich abgereist, der vierte erkrankte. Nur zwei junge Ma-
d e n j e r i s c h e r Nationalität, nämlich die Expeditorin Maria Gre-
goricic und die Ausseherin Eva B a r a l , die noch ein halbes
Kind, blieben auf ihren Posten und bewohnten an Stelle ihrer
männlichen Kollegen im Granatfeuer die Apparate während des
ganzen langandauernden Bombardements bei Tag und Nacht,
ohne auch nur eine Minute auszusetzen. Sie taten das so
fleißig, furchlos und bescheiden, daß man im Kommando
von der Not auf dem Menater Telegraphenamt erst nach dem
Bombardement erfuhr.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich bei der Besetzung von
B a z i a s . Der Ort liegt an unserm Donauufer, südlich von
ungarisch-Besprechungen. Das Bahn- und Postpersonal entfloh.
Die Beamten Monika Rainfas allein blieb, übernahm den ge-
samten Telephon- und Telegraphendienst und führte ihn bis
zum letzten Augenblick der Besetzung fort.

Der Führer Bier erhielt die silberne Lohausmedaille
zweiter Klasse; die drei wackeren jungen Damen sind zur Aus-
zeichnung vorgeschlagen.“

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zei-
tschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Der Krieg. Illustrierte Chronik des Krieges 1914. Ma-
nuskript 2 reich illustrierte Hefte zum Preis von je 30 Pf. Stutt-
gart, Franzische Verlagsbuchhandlung.

Die reich illustrierten Hefte dieser Chronik des europäischen
Krieges zeigen, daß es sich hier um eine vornehmliche Veröffentli-
chung handelt, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, aus der
Fülle der sich überflutenden und teils widersprechenden Nach-
richten das Wesentliche und Wahre herauszufischen, und somit
den Zeitgenossen ein wirkliches Bild der Ereignisse bieten wird,
wie sie sich historisch abgepielt haben. Die Herausgeber erfüllen
ihre Aufgabe mit scharfem Blick und in großzügiger Weise.
Als besonders wertvolle Beigabe der Hefte seien ausgezeichnete
Karteikarten der deutsch-russischen Grenzgebiete (Heft 1) und
über die deutsch-französische Grenze (in Heft 2) genannt. Auch
der Bilderdruck ist planvoll ausgewählt. Die Veröffentlichung
verspricht ein geschlossenes Monumentalwerk über den Weltkrieg
zu werden, ein den Krieg des Unmittelbaren und Selbstbesten,
widerwärtiges Erinnerungsbuch, das den Hauch schicksals-
banger Stunden atmet und in keiner deutschen Familie fehlen
dürfte.

Das Militär-Hinterbliebenen-Gesetz (Amtliche Fassung).
Verlag von L. Schwanz u. Co., Berlin S. 14, Dresdener Straße
Nr. 80. Preis 75 Pf.

Die Verorgung der Hinterbliebenen beruht, die auf dem
Feld der Ehre ihr Leben gelassen, wird durch dieses Gesetz ge-
regelt. Es gibt darüber klare Auskünfte, welche Rechte und Ge-
büden die Witwen, Waisen, Eltern und sonstigen Angehörigen
der gefallenen Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften und
Militärbedienten des Heeres, der Marine und der Schutztruppen
zu haben. — Das Widmet ist jedem, dem ein Familienmitglied
im Kriege gefallen ist, wenn zu empfehlen, denn es verschafft
ihm Arbeit über seine Rechte und Pflichten.

Relieffkarte von Galizien und Südbolen. Den früher er-
schienenen prächtigen Relieffkarten der Kriegsschauplätze
(deutsch-französischer, deutsch-russischer, Nord-Ostfronten und
Paris) hat die französische Verlagsbuchhandlung in Stuttgart jetzt
eine solche von Galizien und Südbolen folgen lassen, auf der
das Gebiet der modernlangem Kampfe zwischen den Oesterrei-
chern und Russen außerordentlich anschaulich zu sehen ist. Der
Preis dieser Karte beträgt ebenfalls nur 25 Pf.